

Alles schon mal dagewesen?!

In der immer noch anhaltenden Euphoriephase der so genannten Digitalen Transformation sind die Erwartungen hoch gesteckt. Seit einigen Jahren überschlagen sich die Verheißungen besseren Zugangs zu Verwaltungsleistungen, besserer Versorgung in der eigenen Wohnung, besserer Gesundheit, reibungsloseren Straßenverkehrs, sparsamerer Nutzung von Primärenergie. Man erwartet alles Mögliche vom jeweils letzten Technikschiebung, handle es sich um das Internet der Dinge, um angeblich autonom entscheidende Maschinen oder um die massenhafte verteilte Buchführung in Datenblöcken. Wie tragfähig die Perspektiven sind und welchen Kräften ihre konkrete Ausarbeitung in „Digitalen Agenden“ dient, lässt sich nicht einfach abschätzen. Es wird uns eingeredet, dass bestimmte Techniken gleichsam von selbst segensreiche Wirkungen hervorbringen. Regelmäßig unterschätzt wird die Notwendigkeit organisatorischer Gestaltung, um Technik sinnvoll einzusetzen. Die aber ist mühevoll und so zeitraubend, dass sie oft unterbleibt. Ein Blick in die Vergangenheit, in die angebliche Steinzeit der Informationstechnik zeigt, dass die damaligen Versprechungen den heutigen sehr ähnlich waren. Schon kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wurden der jeweils letzten Technikgeneration alle möglichen Wunderwirkungen zugeschrieben. Vor 60 Jahren stand die Automation der Industriearbeit im Mittelpunkt. Und vor einem halben Jahrhundert folgte auf die Programmierung einfacher, sich wiederholender Tätigkeiten im Büro die Vorstellung einer grundlegenden „computerintegrierten“ Reorganisation von Unternehmungen. Amerikanische Statistiker träumten schon 1961 von einem National Data Center, und Europäer legten nach mit der Idee eines Neubaus der gesamten öffentlichen Verwaltung um drei große Datenbanken herum (über „Erde, Einwohner, Einkommen“).

Die Geschichte zeigt, dass Leitbilder der Technikentwicklung und Tagträume ein zähes Leben haben. Sie heften sich an die jeweils neueste Technikgeneration, die endlich das bringen soll, was die vorhergehende nicht schaffte. Praktisch alle heute lautstark verbreiteten Ankündigungen haben ihre Vorläufer, was bei der seit 1956 immer wieder neu thematisierten Künstlichen Intelligenz vielleicht am auffälligsten ist. So waren die Verheißungen von E-Commerce und E-Government, die sich in der Interneteuphorie um 2000 überschlugen, schon einige Jahrzehnte zuvor in der Diskussion. Seit 1965 stellten einige amerikanische Visionäre eine „Wired City“ in Aussicht: ein elektronisches Schlaraffenland für die ungern sich in die unwirtschaftlichen Städte begebenden Mittelklassen, damals auf der Grundlage von Kabelfernsehen mit Rückkanal. Beim Wiederlesen eines 1976 von mir herausgegebenen Buches zu diesen Fragen fand ich nicht nur Warenbestellung, elektronische Wahlen und Verwaltungsleistungen wieder, sondern darüber hinaus fast alles, was heute zur „Schlaun Stadt“ diskutiert wird. Der gegenwärtige Automationschub scheint länger anzuhalten als manche seiner Vorläufer. Dennoch wird auch er dem schon bei früheren Schüben beobachteten typischen Hype Cycle folgen: auf überzogene Versprechungen der Technikevangelisten folgt eine Phase der Ernüchterung, bis sich nach einiger Zeit tragfähige, lukrative und gesellschaftlich erwünschte Technikanwendungen durchsetzen. Aus der Wiederholung dieser zyklischen Abfolge wird aber leider nicht gelernt. Seit einem halben Jahrhundert laufen die Reaktionen in den gleichen Formen ab. Ängste und Hoffnungen klammern sich an technische Möglichkeiten statt an die tatsächlich genutzte oder absehbar nutzbare Technik. Optimisten wie Pessimisten liegen mit vielen Antizipationen falsch. Sie wollen nicht wahrnehmen, dass die technischen Möglichkeiten in der Praxis ihrer Nutzung durch Menschen, durch Organisationen, durch die Gesellschaft immer umgeprägt werden. Technikentwicklung ist

nicht determiniert, sondern prinzipiell offen, wengleich sie einer spürbaren Gravitationswirkung wirtschaftlicher Macht und technokratischer wie auch allgemeinschlicher Tagträume unterliegt.

Also alles wie gehabt? Nein, der Aegenwärtige Automationschub hat einige Kennzeichen, die ihn von vergangenen Schüben unterscheiden. Seit etwa 2005 beobachten wir eine spürbare Beschleunigung der Technikdiffusion. Die Gesellschaft ist stärker betroffen als von früheren Schüben. Mit unserem Verständnis kommen wir kaum nach. Bevor geklärt ist, welche Aspekte regelungsbedürftig sind und welche nicht, stehen schon wieder neue Techniken und ihre Nutzung vor der Tür. Die Diskrepanz zwischen der zunehmenden Komplexität aller Verhältnisse und unserer zurückbleibenden Fähigkeit, mit ihr umzugehen, wurde vom Club of Rome als „menschliches Dilemma“ bezeichnet. Das ist heute viel gravierender als der schon länger bekannte cultural lag, das Nachhinken der Anpassung der Gesellschaft an neue Techniken. Folge dieses Dilemmas ist, dass viele sinnvolle Dinge nicht zu Ende gebaut werden, weil man uns einredet, sie seien technisch überholt. So wurde schon angedeutet, man könne künftig auf nationale Verwaltungsportale verzichten, weil viele Menschen ohnehin die Verwaltungsadressen über Suchmaschinen aufspüren. Und manches wird gar nicht erst angefangen, weil jedes Projekt Jahre dauert und seine Urheber fürchten müssen, am Ende als gestrig dazustehen.

Auch die Wissenschaft kommt nicht mehr nach. Gerade soweit sie kritisch sein will, ist Wissenschaft einseitig gepolt auf die Betrachtung des Individuums, auf seine Rechte, seine Stellung in der Gesellschaft. Damit werden wesentliche Entwicklungen ausgeblendet, was den Technikpropagandisten willkommen sein mag. Gesellschaftliche Veränderungen stellen sich allmählich und kaum merklich ein, wenn immer mehr automatisierte Teilfunktionen in die menschlichen Handlungsketten und Beziehungen eingebaut werden. Das zu verstehen, erfordert ein zwischen Individualismus und Kollektivismus ausbalanciertes Gesellschaftsverständnis und den gedanklichen Einbezug technischer (Teil-)Akteure („Aktanten“) in menschliche Handlungsketten. Die wissenschaftlichen Defizite lassen uns in einem Nebel. In dieser Lage sollte die Verwaltungspraxis mehr Selbstbewusstsein entwickeln und als richtig erkannte Entwicklungen (wie Shared Services, ebenenübergreifende Geschäftsprozesse, harmonisierte Basisregister) zu Ende führen. Ein schlaues Internet der Dinge wird großen Nutzen für kommunale Infrastrukturen und physisches Handeln etwa der Feuerwehr abwerfen. Aber es wird nicht alles von Grund auf ändern, weil es zu den schon bekannten organisatorischen Gestaltungspotenzialen der IT nur wenig beiträgt. Dass es mit der „Blockchain“ nicht anders steht, wird sich bald zeigen. Vorrang muss die Erfüllung öffentlicher Aufgaben haben, nicht die Nutzung der jeweils letzten technischen Möglichkeiten.

Ihr

Prof. em. Dr. Klaus Lenk
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

